

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 49

Artikel: Die Tabakskultur in Sumatra
Autor: Schorno, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schneiden des reifen Tabakes (Cualangs).

und um Verzeihung bitten konnte! Als ob ich selber auch nur gewußt hätte, warum ich diese unseligen Feigen stahl! Hatte ich das denn gewollt, hatte ich es denn mit Ueberlegung und Wissen und aus Gründen getan?! Tat es mir denn nicht leid? Litt ich denn nicht mehr darunter als er?

Er wartete und machte ein nervöses Gesicht voll mühsamer Geduld. Einen Augenblick lang war mir selbst die Lage vollkommen klar, im Unbewußten, doch hätte ich es nicht wie heute mit Worten sagen können. Es war so: Ich hatte gestohlen, weil ich trotzbedürftig in Vaters Zimmer gekommen war und es zu meiner Enttäuschung leer gefunden hatte. Ich hatte nicht stehlen wollen. Ich hatte, als der Vater nicht da war, nur spionieren wollen, mich unter seinen Sachen umsehen, seine Geheimnisse belauschen, etwas über ihn erfahren. So war es. Dann lagen Feigen da, und ich stahl. Und sofort bereute ich, und den ganzen Tag gestern hatte ich Qual und Verzweiflung gelitten, hatte zu sterben gewünscht, hatte mich verurteilt, hatte neue, gute Vorsätze gefaßt. Heute aber — ja, heute war es nun anders. Ich hatte diese Reue und all das nun ausgekostet, ich war jetzt nüchterner, und ich spürte unerklärliche, aber riesenstarke Widerstände gegen den Vater und gegen alles, was er von mir erwartete und verlangte.

Hätte ich ihm das sagen können, so hätte er mich verstanden. Aber auch Kinder, so sehr sie den Großen an Klugheit überlegen sind, stehen einsam und ratlos vor dem Schicksal.

Steif vor Troß und verbissenem Weh schwieg ich weiter, ließ ihn flugreden und sah mit Leid und seltsamer Schadenfreude zu, wie alles schief ging und schlimm und schlimmer wurde, wie er litt und enttäuscht war, wie er vergeblich an alles Bessere in mir appellierte.

Als er fragte: „Also hast du die Feigen gestohlen?“, konnte ich nur nicken. Mehr als ein schwaches Nicken brachte ich auch nicht über mich, als er wissen wollte, ob es mir leid tue. — Wie konnte er, der große, kluge Mann, so unsinnig fragen! Als ob es mir etwa nicht leid getan hätte! Als ob er nicht hätte sehen können, wie mir das Ganze weh tat und das Herz umdrehte! Als ob es mir möglich

gewesen wäre, mich etwa gar noch meiner Tat und der elenden Feigen zu freuen!

Vielleicht zum erstenmal in meinem kindlichen Leben empfand ich fast bis zur Schwelle der Einsicht und des Bewußtwerdens, wie namenlos zwei verwandte, gegeneinander wohlgesinnte Menschen sich mißverstehen und quälen und martern können, und wie dann alles Reden, alles Klugseinwollen, alle Vernunft bloß noch Gift hinzu gießt, bloß neue Qualen, neue Stiche, neue Irrtümer schafft. Wie war das möglich? Aber es war möglich, es geschah. Es war unsinnig, es war toll, es war zum Lachen und zum Verzweifeln — aber es war so.

Genug nun von dieser Geschichte! Es endete damit, daß ich über den Sonntagnachmittag in der Dachkammer eingesperrt wurde. Einen Teil ihrer Schreden verlor die harte Strafe durch Umstände, welche freilich mein Geheimnis waren. In der dunkeln, unbenutzten Bodenkammer stand nämlich tief verstaubt eine Kiste, halb voll mit alten Büchern, von denen einige keineswegs für Kinder bestimmt waren. Das Licht zum Lesen gewann ich durch das Beiseiteschieben eines Dachziegels.

Am Abend dieses traurigen Sonntags gelang es meinem Vater, kurz vor Schlafengehen mich noch zu einem kurzen Gespräch zu bringen, das uns versöhnte. Als ich im Bette lag, hatte ich die Gewißheit, daß er mir ganz und vollkommen verzeihen habe — vollkommener als ich ihm.

— Ende. —

Die Tabakskultur in Sumatra.

Von Karl Schorno „zum Sultan“.

(Nachdruck verboten.)

Bei der Einführung des Tabaksbaues in Sumatra in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts haben die Schweizer von Anfang an eine führende Rolle gespielt und bei der Urbarisierung der den Holländern gehörenden Insel tatkräftig mitgewirkt. Anfänglich wurde fast ausschließlich Tabak gepflanzt; erst die für den Tabaksbau so verhängnisvolle Mac Kinley Bill vom Jahre 1892, welche die Einfuhr nach Amerika infolge des vervielfachten Zolles plötzlich verunmöglichte und wodurch infolge der Fallimente die Jahresproduktion von 300,000 Ballen à 80 Kg. auf 100,000 sank, zwang damals die Pflanzler, auch andere Produkte, wie Pfeffer, Kaffee, Guttapercha u. zu berücksichtigen, obgleich diese Produkte nicht so einträglich sind, wie der Tabak, der alljährlich eine Ernte abwirft.

Die Urbarisierung von Landkontrakten zu Plantagezwecken hat bereits vor dem Weltkriege einen Stillstand erfahren, so daß die alten Unternehmungen (Estates) nur mehr teilweise die jährlichen erforderlichen Vorarbeiten zu erfüllen haben, welche sind: Straßenbauten, Kanäle und Gräben, Fluszbämmungen mit Ueberbrückungen u., ferner an Hochbauten: Fermentierscheune, Trockenscheunen nach Felderanzahl, Europäerhäuser und Kulihäuser, Spital, Redehs (Spezereimagazin) u. Wo infolge Ruhenlassens des Bodens die Vorbereitung neuer Kontraktteile erforderlich ist, muß oft noch zum Raßschlag eines weiteren Stüdes Urwald geschritten werden, der sich nach der gewünschten Anzahl Felder (300 Meter lang und 20 Meter breit) richtet. Der Wald wird in den Monaten Juli/September von Battakern (Gebirgsbewohnern) im Akkord gefällt. Diese

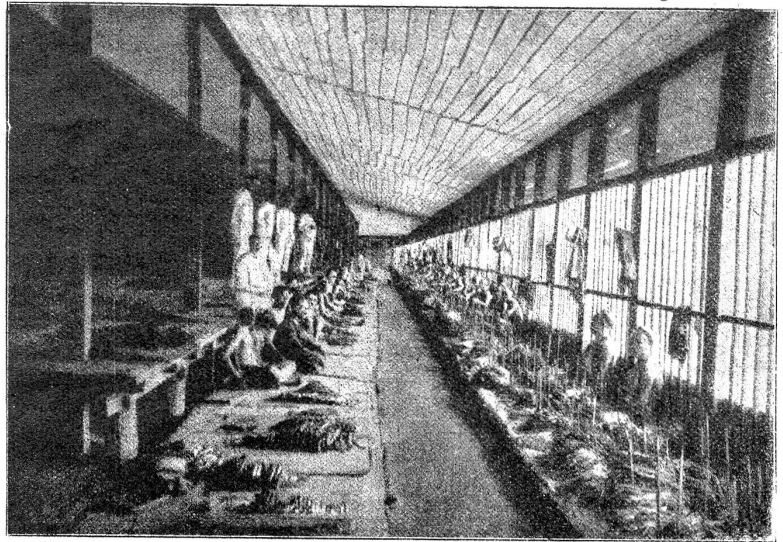
haben nach Geſetz Bäume mit eßbaren Früchten und ſogen. Heiligenbäume (Tuaſangs) unberührt zu laſſen (ſ. Illuſtr. S. 666). Nachdem das Aufſtapeln und Säubern des Holzes durch die Kulis (Chineſen) beendet iſt, beginnt die Brennzeit und zwar wird immer um die Mittagszeit das Feuer entfacht, da das Holz trocken iſt und der Brand durch die Seewinde gefördert wird. Urboden muß tief von Hand gehackt werden, während alter Boden, auf dem ſchon geerntet worden iſt, mit Karbouwgeſpannen (Ochſen), Dampfpflügen oder Traktoren gepflügt wird.

Es beginnt alſdann die Pflanzzeit, wozu jeder Kuli pro Feld in wöchentlichen Abſtänden bis zur Zahl 15 je ein Saatbeet mit je 2000 Sektlingen (Bibits) gezüchtet hat und das ſukzeſſive Verpflanzen derſelben mit unverletzten Würzelchen. Die Sektlinge werden mit Schindeln in der Weiſe gedeckt, daß das Pflänzchen nur von der Morgensonne beſchienen wird. Mit dem Fortſchreiten des Wachstums der Pflanzen hält auch das Anhäufeln derſelben Schritt, wobei die Furchen der Reihenpflanzen überflüſſiges Regenwaſſer abführen, dem Tabakſbaume mehr Stand geben und das Lieferwerden der Furchen überdies die Drainierung und Lichtzufuhr noch mehr fördert. Anfangs Juni ſind die Felder ausgepflanzt, weil in dieſer Zeit der Regen das Wachstum ungemein fördert.

Beim Heranreifen der Plantage wird für alle Abteilungen beſtimmt, wie hoch „getoppt“ werden ſoll. Die Toppgrenzen, d. h. das Kniden der Blüten variieren zwiſchen 12 und 24 Blatt, wobei das oberſte Blatt noch Handbreitgröße hat. Toppt man zu niedrig, ſo riskiert man grobe und dicke Blätter zu bekommen, weil ſtarke Bäume in der Entwicklung gehemmt werden und das Wachstum eine zu ſtarke Blattentwicklung zur Folge hat. Auf die Pfllege der Pflanze vom Sektling bis zur Reife muß in mancherlei Hinſicht die größte Sorgfalt verwendet werden; die Zeit bis zur Reife dauert 60 bis 90 Tage. Beim richtigen Toppen erreicht der Tabakſbaum bei einer Höhe von 1,5 Meter nach 14 bis 20 Tagen die Reife zum Schneiden. Das Schneiden des Tabakes beginnt jeweils um 1 Uhr in trockenem Zuſtande; die Bäume werden vorſichtig in die Traggeſtelle gelegt, um nach der Trockenscheune gebracht zu werden. Dort werden ſie vorläufig nach Qualität und Größe zu unterſt in den Kammern aufgehängt, um am folgenden Tage morgens 6 Uhr vom Aſſiſtanten im Beſein des betreffenden Aufſehers (Tändils) taxiert zu werden. Je eine Trockenscheune iſt für 9 Feldkulis berechnet und da ein Kuli 15 bis 25.000 Tabakſbäume erntet und einzubringen vermag, die Scheune pro Füllung nur 70.000 Bäume faßt, ſo ſind gewöhnlich 3—4 Füllungen möglich.

Nach Monatsfriſt werden die Blätter abgerippt und in 5 Sorten ſortiert, von der Mitte aufwärts Toppblätter, abwärts Grund- oder Sandblätter, Spidel oder Roſt, Bruchblätter und Blätter mit ſchwarzen Rippen. Je 50 Blätter bilden einen Bündel, welche in der Zahl von 200 bis 300 in runde mit Matten verſehene Körbe im Kreiſe mit den Köpfen gegen die runde Korbwand geſtapelt und zuoberſt mit Bananenblättern gedeckt werden. Mit Begleitſcheinen über die Anzahl, Sorte und Nummer der Scheune verſehen, werden ſie in gedeckten Wagen nach der Fermentierscheune verbracht, alſwo über die anlangenden Transporte, nachdem ſie zuerſt abgewogen worden ſind, genau Buch geführt wird.

In der Trockenscheune befolgt der Wächter die ſcharfen Vorſchriften betreffend Öffnen und Schließen der Klappen (Zinkaps) wegen der Licht- und Luftzufuhr, Rückſicht auf den Wind, um Schwingungen der Bäume zu verhindern,



Sortierung der fermentierten Tabaksernte.

ſowie den Unterhalt von Glimmfeuer, um die Bildung von Schimmel und Roſt zu vermeiden.

Die Prozedur der Gärung oder Fermentation wird nun während längerer Zeit mit der größten Sorgfalt und nach beſtimmten Regeln durchgeführt. In früheren Zeiten waren auf dem Amſterdamermarkte dunkle Farben begehrt und mußte demzufolge der Hitzeegrad ſehr hoch gehalten werden; nunmehr ſind helle Farben bevorzugt, ſodaß ein langſameres Verfahren eingeſchlagen werden mußte.

Qualitätstabak mit gewiſſem Delgehalt, trockener Tabak und Stielblatt werden getrennt fermentiert und geſtapelt. Die fortwährende Kombination der kleinen Stapel zu immer größeren Stapeln hängt vom normalen Fortſchritt der Wärmeentwicklung ab. Dieſe wird durch Thermometer gemeſſen. Stapel, welche nicht warm werden wollen, müſſen mit Sandſäcken beladen werden, verdächtige Stapel werden ſpeziell beobachtet, wobei oftmals des Nachts Mannſchaft antreten und wenigſtens bis zur Mitte öffnen muß, um ein Verbrennen zu vermeiden. Die Schlußſtapel, welche ſchließlich 4 bis 5 Meter im Quadrat erreicht haben, bleiben nun während 3 bis 4 Wochen bis zur Hitze von 55 Grad ſtehen. Es zeigt ſich dann, ob der Tabak zur fertigen Sortierung und Fein-Bündelung geeignet iſt oder nicht, anſonſt er noch länger ſtehen bleibt, nachdem er wieder umgelekt worden iſt. Beim Umſtapeln gilt die wichtige Regel, daß die inneren Lagen, nach tüchtigem Schütteln der flebrigen Bündel, nach außen zu geſchichtet werden und umgekehrt, wodurch natürlich eine gleichmäßigere Nüancierung und Fermentation erreicht wird.

Die Sortierer (ſ. Illuſtr. S. 667) befinden ſich auf der ringſum der Fermentierscheune befindlichen Lichtſeite und zwar inmitten eines aus Fächern formierten Halbkreiſes. Durch einen Gang iſt der Bündler von ſeinem direkt gegenüber befindlichen Sortierer getrennt. Beide befinden ſich auf einem Bretterboden. Sortiert wird 19-fach. In Farben, Gutblatt, Kleinbruch, Großbruch mit und ohne Spidel, ölig oder trocken, fleckige Blätter, grober Tabak und feiner Tabak.

Nach erledigter Empfangskontrolle wird die ſortierte Ernte neuerdings zu ſehr großen Haufen geſtapelt und 6 bis 7 Wochen ſtehen geſaſſen, bis nötiſerweise eine Hitze von 70 Grad erreicht worden iſt. Schließlich werden nun dieſe Stapel zum letztenmale in Angriff genommen.

Durch das Abſortieren werden die öligen Kopfblätter, Grundblätter und Bruchblätter auseinandergehalten. Gleichſortige Bündel mit Berücksichtigung der vier

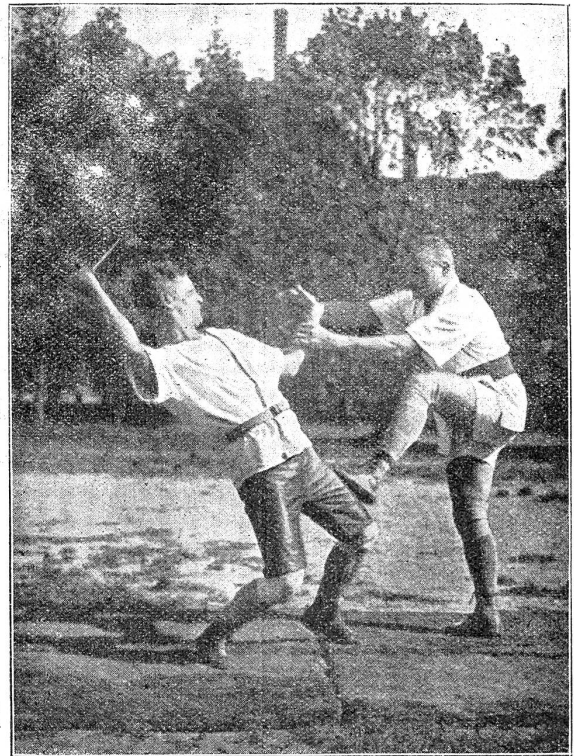
verschiedenen Längen werden in dieser Weise besonders gestapelt, und es wird streng darauf geachtet, daß die gleichen Sorten auch vom gleichen Kuli zur Neustapelung getragen werden, um Irrtümer zu vermeiden.

Die Bündel werden zum Schluß in die mit Tabakmatten versehenen Brechkisten gestapelt und bis auf 30 Cm. Dide gepreßt, die Ballen genäht und schabloniert, die Partien mit der Bahn oder per Sampan auf dem Flusse nach dem Meere zu befördert, wo sie der Steamer im Schiffsraume verschwinden läßt, um mit ihnen die große Reise nach Europa antreten zu können.

Jiu-Jitsu bei der Berner Polizei.

Lieber Leser, solltest du etwa nicht wissen, was man unter dem Ausdruck „Jiu-Jitsu“ versteht, dann rate ich dir: Bestelle mit einer Postkarte Herrn Adolf Tobler, von Luzenberg (Appenzell), Sportsmann und Globetrotter, gegenwärtig in Bern, zu dir, daß er dich aufkläre über die „sanfte Kunst“, von den Japanern Jiu-Jitsu genannt. Er folgt deinem Rufe ganz gewiß; denn er ist ein lebenswürdiger, netter Mensch, von weltmännischen Umgangsformen; obgleich eher klein von Gestalt — darin ein richtiger Appenzeller — läßt er aber auf den ersten Blick erkennen, daß er sich nicht auf die Hühneraugen treten läßt, sonst wäre er kaum so weit und so gut in der Welt herumgekommen; denn er ist tatsächlich bei den Japanern gewesen und zwar während mehrerer Jahre und hat dort viel gelernt. Und wenn du ihn fragst, was er gelernt, so erzählt er dir einleitend von den vielen Spitzbuben und Verbrechern, die in den Großstädten herumlaufen und die einem unter Umständen recht unangenehm in die Quere kommen können. Dann läßt er dich freundlich ein, ihn energisch an der Gurgel zu packen, als ob du der Straßenräuber und er der freundliche Bummeler wäre, der 10,000 Franken im Portemonnaie mit sich trägt. Du sagst: „Mit Vergnügen“ und willst ihn packen, aber du kommst nicht zur Ausübung deines menschenfreundlichen Vernehmens; denn im gleichen Moment greifst du mit abwehrender Gebärde zum schmerzenden Hals. Herr Tobler hat dir einen ein-

fachen „unschuldigen“ Griff gezeigt, mit dem du den rucklosen Angreifer augenblicklich wehrlos machst. Den „unschul-



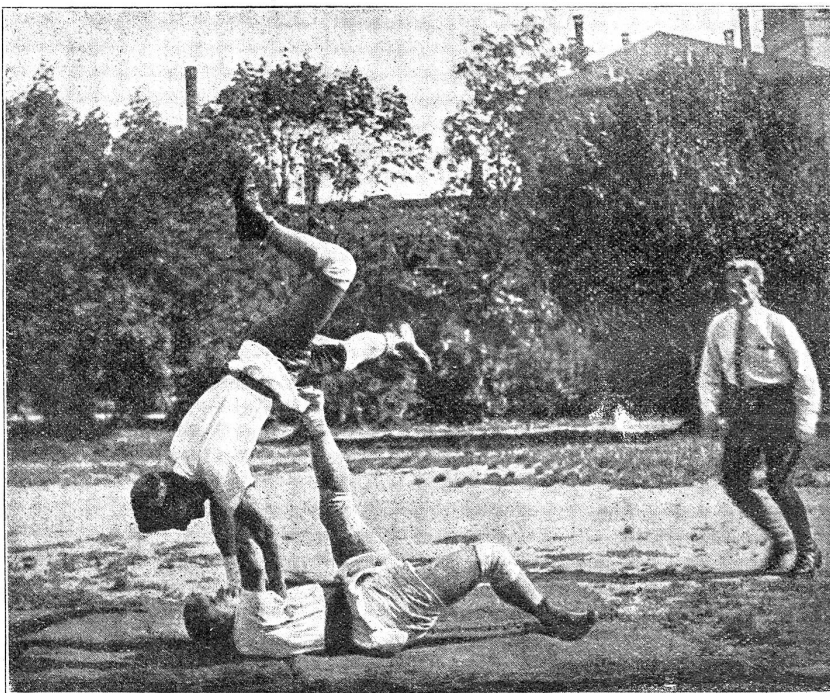
Verteidigung gegen Messerangriff.
Instruktor Zahnd und sein Stellvertreter von der Berner Polizei.

digen“ Griff spürst du noch etliche Tage am Halse, aber der Schmerz vergeht dann tatsächlich, ohne daß du den Arzt konsultieren mußt. Herr Tobler zeigt dir gern noch etliche andere Handgriffe, aber ich denke, du wirst dich mit dem einen „praktischen“ Beispiel begnügen und dir nun an Hand von Abbildungen das Weitere über die japanische Fechtmethode erklären lassen. Bekanntlich sind die Japaner Meister im Jiu-Jitsu und es kommt nicht so leicht einer an einen Meister dieser Kunst heran.

Herr Tobler hat wie gesagt diese Selbstverteidigungsmethode in Japan selbst studiert und ist nun in die Schweiz gekommen, um sich hier nützlich zu machen.

Zunächst bei der Polizei und verwandten Institutionen. So hat er kürzlich auch die Berner Stadtpolizei in einem 10-tägigen Kurs in die „Sanfte Kunst“ eingeführt. Der Polizist ist nämlich nach Herrn Toblers Meinung besser ausgerüstet für den Umgang mit Spitzbuben, wenn er Jiu-Jitsu anzuwenden versteht, als wenn er einen geschliffenen Säbel herumträgt; dieser kann unter Umständen auch dem abzufassenden Verbrecher gute Dienste leisten, wie das schon vorgekommen ist. Herr Tobler fand in dem als Schwinger und Turner bekannten Berner Polizisten Zahnd einen tüchtigen Schüler und er bildete ihn zum Instruktor des Jiu-Jitsu heran. Auch der berühmte Schwergewichtsweltmeister und Schwingerkönig Rob. Roth stand einige Zeit unter dem Training des Appenzellers.

Wie Herr Tobler uns sagt, hat er bereits auch vom Aargauer und Zürcher



Frontangriff (Verteidigung). — Überslag des Angreifers.
Instruktor Zahnd und sein Stellvertreter von der Berner Polizei.